



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Praeterita

Ansichten und Gedanken aus meinem Leben, welche des Gedenkens
vielleicht wert sind

Ruskin, John

Strassburg i. E., 1903

Fünftes Kapitel: Der Simplon. 1844

[urn:nbn:de:hbz:466:1-47560](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47560)

Fünftes Kapitel.

Der Simplon.

Wenn ich vor dem flackernden Kamin sitze und in Gedanken die Alpenpfade wieder verfolge, führt mich mein Grübeln zu der erstaunten Frage, warum der Himmel die Alpen erschaffen, der Gemse ihre Schnellfüßigkeit und dem Enzian sein Blau verliehen hat, und doch keinem Menschen ein Herz, sie zu lieben. Und warum inmitten dieser Alpen dieser herrliche Paß, wenn ihn doch keiner überschritt, es sei denn gegen seinen eigenen Willen, bis Napoleon kam und eine Straße darüber baute.

Selbst seit diesen Tagen ist der Weg nicht oft zum Vergnügen betreten worden, obgleich nirgends in der Welt, wo Berge sind, eine Strecke von solcher Schönheit und Erhabenheit zu finden ist, wie dieser Bergübergang, der Genf und Mailand verbindet. Zu seiten seiner Zugänge der liebliche Genfer See und der Lago Maggiore, als Aufstiege das Walliser Tal und das Val d'Ossola, dann die eigene beglückende Schönheit

des oberen Theils mit den Alpenrosen und Schneefeldern, so gänzlich frei davon, den Eindruck schauerlicher Einöde hervorzubringen.

Von der Freude, die ich in früheren Jahren in Mailand gefunden hatte, habe ich schon an anderer Stelle erzählt; aber von Genf ist noch nicht die Rede gewesen und so will ich nun versuchen ein Bild davon zu entwerfen, wie wir es bei unseren verschiedenen Aufenthalten in den Jahren 1833, 1835, 1842 und 1844 trafen.

Ein kleiner Kanton von nur vier englischen Quadratmeilen, der gar keine sechs Quadratmeilen groß sein möchte. Ein Städtchen, bestehend aus einer Gruppe Wassermühlen, einer Straße mit Laubengängen, zwei Holzbrücken, ein paar Duzend Steinhäusern auf mäßiger Anhöhe und drei oder vier steil bergauf führenden Gassen. Vier Meilen Land ringsum als Weideland gelassen, dazwischen bescheidene Gärtchen und Bauernhäuser; die Leute gut, fromm und klug und bis zum letzten Mann, Frauen, Knaben und Mädchen, alle bei der Arbeit. Sie gehen ihrer Wege, hierhin und dorthin, meistens zu Fuß und nur dahin, wo sie etwas zu tun haben. Und dieses kleine Nest ist ein Mittelpunkt für das religiöse und soziale Denken, ein Mittelpunkt für die Erkenntnis der Schönheit in der Natur für ganz Europa! Das heißt, für das denkende und künstlerisch schildernde Europa: Frankreich, Deutschland und Italien. Rings umher das Getriebe der Völker! Ihre Demut und ihr Stolz, ihr redliches

Kunstschaffen und ihre Verirrungen, ihr Zürnen und Kämpfen, keimend und sich entfaltend, Wurzel schlagend und sich kräftigend, faust und donnert um diese unbezwingliche Beste des reinen Schauens. Es ist das holdseligste Fleckchen Erde, und sonder Zweifel das merkwürdigste der ganzen europäischen Welt, und dennoch lassen die Völker es seitab liegen, wallfahrten nicht dahin, und — was noch verwunderlicher ist — zerstören diese Herrlichkeit nicht. Sie schlagen ihre Schlachten bei Chalons und Leipzig, sie bauen ihre Baumwollspinnereien an der Aire und lassen die Rhone mit millionenfacher Airekraft unberührt ihres Wegs fließen. Sie bauen ihre Vergnügungshäuser auf den Themsekies, oder auf den Lehm der Seine, um den Ausblick zu haben auf das jenseitige Lambeth und auf das, was drüben über der Seine liegt. Sie gründen ihre Kriegsmacht auf den Berliner Sand und lassen dieses von natürlichen Abstürzen geschützte Stück Erde in Ruhe, welches dennoch Macht hat über sie. Hier ist der Brennpunkt ihres Denkens und Empfindens, ihrer Wissenschaft und ihres contrat sociale: die Schule Sauffures und Calvins, Rousseaus, Byrons, Turners

Und natürlich meine, war ich versucht zu sagen; aber diese ganze letzte Seite schrieb ich nicht, damit sie so enden sollte. Und doch hätte Genf besser damit geendet, mich und Leute meines Schlags groß zu ziehen, als solches Volk, wie es sich jetzt dort breit macht mit seinen Polypenknäulen von Häusern. In den An-

lagen des heutigen Kasinos lebt und bewegt sich New-York und London, nicht mehr der alte Genfer. Was dessen Heimat war, muß ich zu erzählen versuchen nach dem, wie ich sie sah.

Zunächst war die Stadt merkwürdig dadurch, daß alle ihre Armen in der inneren Stadt untergebracht waren. Gerade im Mittelpunkt, wo in einer englischen Stadt die größten Geschäftshäuser stehen und etwa noch die Börse im Stil des Parthenon, da wohnten auf ihrem eingepfählten Inselchen und in den steilen Seitengäßchen die Armen von Genf in ihren Dachstuben und spannen oder schnitzten Uhhrräder. Die Schwachen und Alten waren freundlich versorgt, ihre Suppenteller voll, und ihre einfachen Betten von sorgender Hand in Ordnung gehalten.

Aber außerhalb der Mauern keine armen Leute mehr. Vielleicht einige gegen Süden hin, am Savoyer Weg, doch sonst in der ganzen Landschaft ringsum keine langweiligen Reihen öder Wohnhäuser mit den alltäglichen dorischen Säulen vor der Haustür, kein ungepflegtes, mit Disteln bewachsenes Baugelände, keine Wüsteneien verödeter Ziegeleien und verwilderter Küchengärten. Gleich vor den Toren Genfs ganz ebene, rein gehaltene, hübsch eingehegte Landstraßen, deren breiteste nach einem fernen Ziele strebte, denn auf dem Wegweiser stand «Route de Paris». Rechts und links zweigte ein Labyrinth von gleichfalls wohlgepflegten Wegen ab, welche die Wohnhäuser und Land-

güter der Gutsleute verbanden. Diese besaßen jeder 15 bis 20, auch wohl 50 Morgen Wiesenland, das (zur Zeit als ich da war) in Blüte stand, eine hochwogende blumige Flur. Stattliche Platanen, Espen und Nußbäume, hie und da in Alleen, breiteten ihren woltuenden, niemals dumpfen Schatten um das Wohnhaus. Ein Wohnhaus fürwahr für jede Jahreszeit; man hätte in keine schöneren Gegenden wegreisen können und fühlte sich nicht für einen Teil des Jahres in die Stadt eingesperrt. Heuzeit und Erntezeit, Schulzeit und Spielzeit für ein Geschlecht nach dem anderen innerhalb der heiteren weißen Wohnung mit ihren grünen Läden und ihrem Schindeldach. Das ganze Anwesen, wie auch das eines jeden Nachbars ordentlich versorgt und aufgehoben: Gärtner zur Genüge um zu mähen, Winzer genug zum Feltern, Wärterinnen zur Genüge um die Kinder zu versehen. Keine Fuchsjagden, kein Bogelschießen; aber jedes häusliche Glück, das einem umsichtigen und biederen Haushalter erreichbar ist, von jung auf genossen und gepflegt bis ins Alter.

Wo das Gelände sich bis ans Ufer hinabzieht, war es meistens so weit ins Wasser hinausgebaut, daß das Wasser an der Quaimauer vier bis fünf Fuß tief war und bei starkem Wind in großen Wellen anbrandete. Rudersport war nicht heimisch auf dem Genfer See; es gab nur kleine Ruderboote, teils schwer zu handhaben, teils zu gefährlich auf dem leicht erregten Blau. Bootfahren ist in der Schweiz ein

Markt- und Handelsgeschäft wie andere und galt nicht für vornehm in dem hohen ländlichen Walhall von Genf. Aber zwischen dem Hôtel des Etrangers, ungefähr eine halbe Meile außerhalb des Tores, wo Salvador uns in den Jahren 1833 und 1835 unterbrachte, und der Stadt waren ein oder zwei Landungsstellen für flosähnliche, flache Feluken.

Von dem Wege aus hatte man einige flüchtige Ausblicke auf den See und das jenseitige Ufer, nur Streifblicke, denn die Aussicht wurde schnell wieder durch Gartenmauern unterbrochen, bis man zur Mündung des Grabens kam, der, vom See gespeist, sich an den Wällen der Stadt entlang bis zum Stadttor hinzog.

Die Fußgänger, die den Umweg durch dieses Haupttor vermeiden wollten, konnten auf einer zierlich durchbrochenen Brücke diesen Graben überschreiten. Sie schien gerade nur stark genug für ein liebendes Paar oder ein Kindermädchen mit seinen kleinen Schützlingen. Man mußte einen Centime Brückengeld zahlen, doch schien mir dieser Handel immer vorteilhaft, denn die Brückenwärterin nahm irgend eine schmutzige abgegriffene Münze von dem Aussehen eines Halbschillings, deren Namen ich vergessen habe, und gab mir beim Wechseln eine ganze Westentasche voll reizender, sauber geprägter, kleiner Centimestücke heraus. Dafür durfte man, so lange man wollte, ungestört auf der Brücke stehen. (Die Genfer sparten lieber ihren Centime und machten den Umweg durchs Tor.) Auf dem klaren, grünen Wasser ließen sich zwei Schwäne

dahintreiben, ein paar Schritte abwärts ergoß sich der Graben in den offenen See, und das Auge schweifte darüber hin und sah in der Ferne die Bergspitzen von Chamonië ragen. Bei unsern Spaziergängen pflegten wir es immer so einzurichten, daß wir auf diesem Brückchen den Sonnenuntergang abwarten und genießen konnten.

So sah es auf der Nordseite aus, im südlichen Teile dagegen ist die Stadt in der Hauptsache noch gerade so, wie damals: Die Gruppe aristokratischer Häuser um die Kathedrale und das Collège atmeten damals dieselbe unzugängliche Familienwürde wie heute, nur hat inzwischen die Neuerungssucht der Genfer Liberalen — nun, ich will gar nicht sagen, was sie verbrochen hat. Der Hauptteil der Stadt steht ja noch immer droben auf der Höhe, beinahe mit den Felsen verwachsen, und noch sehen die oberen Terrassen über das mannigfach angerichtete Unheil hinweg, in das offene Land gegen Süden, wo auf gleichmäßig sanftem Abhang Gärten, Obstgärten und Weinberge abwechseln, bestreut mit hübschen Bauernhäusern und kleinen Villen, wie ein Seeufer mit Muscheln. Dann wird es steiler und steiler, bis die Ferne erst in rosigem, dann in blauem Dufte liegt, die mächtigen Wallnußbäume wie Punkte und die Gehöfte so winzig werden, wie zierliches Kinderspielzeug, das man in eine Schachtel packen kann. Und über Weinberge, Bauernhöfe, Felder und Wälder ragt plötzlich der Salève über 700 Meter in die Luft.

Fast niemand, der Genf besucht, sieht sich je den Salève näher an; die meisten Engländer sehen nicht weiter als über ihren Weg. Freilich sieht der Salève auch ganz anspruchslos aus, bis man ihn näher kennen und würdigen lernt.

In der nördlichen Stadt stehen die Häuser dichter, lassen jedoch Raum für eine kleine Sycomorenallee, von der aus man, über die Südspitze des Sees hinweg, die gespenstischen Bergzüge bei Meillerie mit dem Dent d'Oche sah und die ersten Alpenzacken gegen Freiburg zu. Im Westen dehnte sich die lange Welle des Jura, die von Neuchâtel an in der Ferne schemenhaft wurde und verschwand.

So zeigte sich uns die Aussicht am hohen Tage, wenn der See am hellsten und blauesten war; abwärts zur unteren Stadt ging's durch ein steilabfallendes Gäßchen und an Baultes Laden vorbei. In jenen schönen Tagen gab es in Genf in der That keinen anderen Juwelier. Wohl gab es einige ganz ansehnliche, gediegene Läden in der Hauptstraße und einige unbedeutendere, welche Lager von kleinen Uhren enthielten, die ihre zehn Jahre gingen, und wo man einfache, aber echte kleine Schmucksachen kaufen konnte. Zu Baulte jedoch ging man mit einer gewissen Scheu und nur, wenn man wirklich etwas nötig hatte, so, wie man zum Bankier geht. Außerlich war sein Laden kaum gekennzeichnet; ein kleines Messingschild zur Seite der Tür wies den Weg durch den Hausgang zu einem ein-

samen Hof. Hier, oder genauer, wo der Flur in den Hof mündete, führte eine Treppe, breit genug für zwei Personen, hinauf vor eine grüne Thür.

Man hielt inne, um zum Eintreten Mut zu schöpfen, und trat dann in ein mäßig großes Geschäftszimmer, dessen einziger Ladentisch auf der gegenüberliegenden Seite stand. Keine Waren lagen einladend zur Schau; hinter dem Tisch trieben zwei vertraute Gehülfen ihr Wesen und am Pult neben dem hinteren Fenster jemand, der die höchste Gewalt repräsentierte — vielleicht Herr Bautte selbst oder sein Sohn oder sein Partner.

Man sprach seine Wünsche aus, doch mußte man genau wissen, was man wollte und durchaus entschlossen sein etwas zu kaufen, denn bei Bautte bekam man nichts vorgelegt, um zum Kaufen überredet zu werden. Man verlangte: ein Armband, eine Brosche, eine Uhr, einfach oder mit Emaille und bekam ruhig eine Auswahl dieser Gegenstände vor sich ausgebreitet. Nirgends waren große Steine verwendet, noch blendeten die Sachen durch überladenen Reichtum. Alles war durch und durch gesunde kunstgewerbliche Handarbeit, ausgeführt im reinsten Gold, daß sich verarbeiten ließ. Farbenwirkungen waren mehr durch Email, als durch Steine hervorgebracht und an einer gewissen, gerade Bautte eigentümlichen, Feinheit der verbindenden Zeichnung und verschlungenen Muster, erkannte das Auge des Kenners sofort die Herkunft eines Schmuckes, mochte derselbe ihm nun in Paris oder London begegnen. Bautte hatte durchaus angemessene Preise

und seine Sachen hielten ein Leben lang. Man ging weg, mit dem Bewußtsein eine Pflicht erfüllt und einen Schatz erworben zu haben, der den Glanz des Familienansehens erhöhte. Man trat in das Licht der offenen Straße mit dem wonnigen Gefühl, daß da drinnen ein Paket zurecht gemacht und nachgeschickt werde und in gemüthlicher Stimmung schritt man zur Rhone hinunter.

Bei jedem andern Fluß gibt es ein Oben und Unten, und man hat eine wenig reizvolle Vorstellung vom Grunde. Aber die Rhone fließt ihres Wegs wie ein flüssiger Edelstein. Nirgends ist Oberfläche, überall ihr gleiches herrliches Selbst. Die regenbogenfarbige durchsichtige Masse ist blau bis an den Rand und leuchtend bis in die Tiefe.

Ein fünfzehn Fuß starker Strahl fliegenden, nicht fließenden Wassers, — nicht Wassers sollte man sagen, sondern zerschmolzenen Gletschers; es hat noch die Wucht des Gletschereises, das die Wolken krönte, spiegelt die Freudigkeit des Himmels und ist ein Sinnbild der Ewigkeit.

Lieblich fürwahr ist es, in die klaren Wellen der See zu schauen, aber sie kommen und gehen und verändern unaufhörlich mit jeder Sekunde ihre Gestalt. Hier aber steht man vor einer mächtigen Woge, die sich immer gleich bleibt und auf der jeder Wirbel so beständig ist, wie eine schön gewundene Muschel. Kein zerfliegender Schaum, der in nichts zerfließt, kein zauderndes Inne-

halten, um neue Kraft zu sammeln, kein hilfloses Zurückfluten nach vergeblichem Anprall: gleichbleibend strömt sie hinab durch den hellen Tag und die leismurmelnnde Nacht, ein unaufhaltfames Vorwärts, mit nie verblaffendem Leuchten und nie schweigendem Flüstern. So lange die Sonne am Himmel steht, leuchtet aus der Tiefe ein Farbenspiel von überirdischem Meergrün, Ultramarin, Veilchenblau, Enzianblau und dem Blau der Pfauenfeder, wie das Glas eines bunten Kirchenfensters, das in der Sonne zerschmolz; und darüberhin wirft die Alpenfee von ihren Firnen die gesponnenen, goldenen Locken.

Dazu die unschuldige Art, wie der Fluß innehält, um sich in jedem Winkelchen umzusehen! Große Gebirgsflüsse scheinen häufig zu grollen, und mächtige Ströme sind nur zu oft tückisch, aber die Rhone weiß nichts von Groll und Tücke; sie scheint sich beglückt zu fühlen, aus ihrem Schlaf im See erlöst zu sein, und rast, weil sie das wilde Rennen liebt, und dennoch scheint es, als wenn sie umkehren und bleiben möchte. Da tanzen kleine Wellen und werden den ganzen Tag nicht müde, als sähe Perdita zu, um es zu lernen, andere hüpfen wie Lämmlein, oder springen wie Gamsen. An andern Stellen zittert der Sonnenschein hindurch, daß die Fläche glitzert, als ob mehrere Lagen gekräuseltes Wellchen übereinander lägen; da sind Strömungen, die aus dem Lichte goldene Flechten und Fäden weben, zwischen denen das widerspiegelnde Himmelsblau wie türkisblaues Email auftaucht; man glaubt Strom-

streifen zu erkennen, die oberhalb des Sees Mühlbäche waren und geschäftig wieder nach Mühlen Umschau halten. Da sind Stromschnellen, die einst gefahrdrohend durch die Luft schossen und sich nun lachend aufzurichten scheinen, wenn sie nur ein oder zwei Fuß tief hinabspringen müssen, und begrenzt von dem heitern Glimmern des in Wirbeln zögernden Wassers, gleitet in der Mitte der Fluß in ruhiger Majestät dahin, gewaltig ohne Bangigkeit zu erwecken, umflattert von friedlichen Schwalben, statt von Sturmvögeln; und die liebe alte Stadt, rings vom blauen Strome umgeben, ruht wie ein kostbares Geschmeide in einem Kranz von Saphiren.

Und der Tag verrauschte wie der Fluß; doch habe ich nie das Gefühl gehabt, als sei es Zeitverschwendung, an der Rhone zu stehen und ihr zuzusehen; manchmal wurde mir schwindelig und ich beneidete die Fische drunten. Auf dem Heimweg machte man dann wohl einen Spaziergang durch die Straße mit den Wetterdächern, die nun schon lange verschwunden ist. Diese Gasse hatte nirgends in der Welt ihresgleichen. Ihre Häuser hatten Schuzdächer, die fünf Stockwerke deckten, weniger zum Schutz der Leute, die auf der Straße vorbeiging, als vielmehr, um die Wucht des Regens abzuhalten, so daß man die Fenster ohne Schaden offen lassen konnte. Vierkantige Stützen aus Fichtenholz, darüber ein verbindender Balken, das war die schmucklose Anlage, schweizerisch bis ins Herz des Holzes, malerisch in ihrer Behaglichkeit, stattlich und altväterisch ohne

beginnenden Verfall, doppelt ursprünglich hier inmitten der Stadt.

Wir kamen am 1. Juni 1844 in Genf an, mit der Absicht, wieder vier Wochen in Chamonië zuzubringen. Ich hatte nun mit größter botanischer Genauigkeit zeichnen gelernt, konnte peinlich genau aquarellieren und leistete in dieser Hinsicht nahezu das Menschenmögliche. Von den Wolken bis zu den Flechten erregte alles mein Interesse. Diesmal erschien mir Genf schöner, die Alpen lebendiger und gewaltiger und Chamonië friedlicher als je zuvor. Wir erreichten Brieuré am 6. Juni, wo wir hörten, daß der arme Devouassoud seine Führerstelle nicht mehr versehen konnte; er hatte sich erkältet, einen heftigen Husten bekommen, sich mit Absynth kurieren wollen und lag nun im Sterben. Die Körperschaft der Führer hatte kurz vorher noch einen schwereren Verlust dadurch erlitten, daß Joseph Couttet, der König des Mont Blanc, der tapferste und umsichtigste Führer der alten Schule, das vorschriftsmäßige Alter von sechzig Jahren überschritten hatte. Das Gesetz wurde jedoch, zum Teil aus Rücksicht für den alten Mann, zum Teil aus Entgegenkommen für uns, die wir nunmehr in Chamonië wohlbekannte Persönlichkeiten waren, nicht so streng durchgeführt. Am nächsten Morgen kam Couttet zu uns. Mein Vater erklärte ihm, worum es sich handle: er suche einen zuverlässigen Führer für mich auf meinen Streifereien. Ich solle gefährliche Stellen

vermeiden und von allen ehrgeizigen Unternehmungen abgehalten werden; nach allem, was er von seiner Zuverlässigkeit und Erfahrungheit gehört habe, sei er sicher, daß ich unter seiner Führerschaft in aller Sicherheit mehr von den Bergen lernen werde, als bei den waghalsigsten Expeditionen unter weniger tüchtiger Leitung. Couttet sagte wenig und übernahm sein Amt mit einem freundlichen Ausleuchten seiner Augen und ein paar heitern Worten, die ausdrückten: mein Vater brauche nicht in Sorge um mich zu sein. So machten wir uns also zum Mont Buet auf den Weg, er zu Fuß, ich auf einem Maultier.

Dreißig Jahre lang blieb er mir Gefährte und Führer, wäre er zugleich mein Zeichenlehrer gewesen, umso besser für mich; denn ich fand, daß meine Arbeit immer gut war, wenn sie Couttet gefiel und er wußte ganz genau, wenn ich etwas anfing, was über mein Können ging, oder Mühe auf etwas verschwendete, das für niemand Interesse hatte. Die vier Wochen zu Chamonix verliefen indessen zu seiner Zufriedenheit und förderten mich aufs erfreulichste; ich machte zwei Vordergrundstudien in Farbe, die sehr gut gerieten, und durch Couttets Unterweisung lernte ich den Alpenstock richtig gebrauchen und wurde ein wackerer Bergsteiger.

Von unserm Leben in Chamonix werde ich an einer andern Stelle berichten; hier teile ich eine Notiz aus dem Tagebuch dieses Jahres mit, welche sich auf unsere Ankunft am Fuß der Aiguilles bezieht.

„Endlich erreichte ich auf steilen Schneeflächen den Fuß des kleinen Charmoz und bemerkte mit Verwunderung, daß die Größe der Berghörner, von einem gewissen Punkt an, mit jedem Schritt, den man näher kam, abzunehmen scheint; so sah z. B. die Aiguille Blaitière, obgleich noch tausend Meter über uns, nur wie ein Fels aus, den man in einer Viertelstunde erklettern kann.“

Wenn sich der Blick erst für diese hohen Felsen geschärft hat, dann natürlich beginnt man ihrer Größe gerecht zu werden. Aber an Stellen, wo die Bergmassen als Spitzen, deren Zacken schon so hoch sind, wie die Klippen bei Dover, in die völlig nebelfreie Luft starren, ist es wirklich unmöglich ihre Höhe zu schätzen, wenn nichts vorhanden ist, das zum Maßstab dienen kann.

Die folgende Aufzeichnung über Mondlicht verdient vielleicht erhalten zu bleiben: „28. Juni, halb zehn Uhr abends: Jetzt bin ich zum ersten Mal vom Mondlicht geblendet worden. Als der Mond heute hinter dem Mont Blanc du Tacul emporstieg, konnte ich kaum hinsehen, so hell strahlte er vom Himmel, gleich einem riesigen Stern. Eine Stunde zuvor hatten sich die Aiguilles als dunkle Massen von einem Himmel abgehoben, der so durchsichtig war, wie ein klarer See; an den Spitzen brachen sich leichte Wolkenflocken und umgaben sie wie weißer Gischt. Als der Mond emporstieg, fiel ein Meteor über dem Dôme, und jetzt ist es so strahlend hell, daß die Umrisse des Mont Blanc in der Lichtfülle verschwimmen.“

Manche Stunde köstlicher Zeit und selbstvergessenen Schauens habe ich in jenen Jahren der Betrachtung des Himmels gewidmet; damals habe ich vieles zusammengeschrieben, was für mich selbst nützlich werden würde, wenn ich mir ein Jahr Zeit nehmen könnte, es aneinander zu reihen; nützlich für mich, aber für niemand anderes in dieser rauchverdüsterten Welt von heute. Ich habe damals viel gelernt, womit ich heute Niemandem dienen kann; für mich ist es nur eine betrübende Erinnerung und für andere wäre es weiter nichts, als grillenhafte Phantasien eines alten Mannes.

Wir verließen Chamoni^x am 4. Juli, am 8. finde ich in St. Gingolph folgende Zeilen in mein Tagebuch eingetragen: „Wir speisten spät, und so verzögerte sich mein Spaziergang mehr als mir lieb war. Noch ist alles vom Regen naß, aber die Waldwiesen zwischen den Kastanienwäldchen sind um so grüner.

Selbst in Italien habe ich nie eine solch' üppige Farbenfülle gesehen. Die Heuernte war gerade vorüber, der Rasen kurz und hart; das Grau der Baumstämme wechselte mit dem saftigen Grün des Laubes, dazwischen die bemoosten Steine, darüber die ragenden Felsklippen: ein Bild, schöner als Amalfi. Die untergehende Sonne ergoß ihre rotgoldenen Strahlen über das Land zwischen mir und dem Jura und aus dem glühenden Dufte hoben sich die Höhen des Waadtlandes, eine nach der andern ab; in der Ferne der Umriß des Jura.“

Von hier gingen wir über den Simplon nach

Baveno und wieder zurück, nur um den Simplon und den Lago Maggiore zu besuchen.

„Baveno, 12. Juli: Ich habe mehr Sympathie für Italien als je zuvor, und doch ist es ein trauriger Anblick für mich. Die Weinberge und Wiesen rings um den Ort machen ihn zu einem Paradiese; die Leute haben fein geschnittene Gesichter und eine auffallende Anmut in allen Bewegungen: aber überall macht sich hoffnungslose Verkommenheit geltend. Im Hof der Wirtshaus saßen vier Männer Karten spielend und trinkend seit Mittag (und es war schon gegen Abend als mich ein Spaziergang dorthin führte); die Gartenbeete schienen nicht besser gepflegt als bei uns ein Komposthaufen. Auch Isola Bella verfällt zu sehens. Der ganze Stuck ist grün, feucht, über und über zerprungen; dazwischen hat sich Unkraut angesiedelt — und doch, die Blüten und Bäume sind unbeschreiblich herrlich.“

Bis auf den heutigen Tag scheint mir die Unfruchtbarkeit des Gedenkens an den heiligen Karl Borromäus eines der erstaunlichsten Dinge in der katholischen Geschichte; daß Rom fortfährt jahraus jahrein seine Missionäre nach China zu senden und im nächsten Umkreis von St. Carlos' Insel das Volk in seinem italienischen Paradies in geistigem und körperlichem Elend verkommen läßt. Ich nenne die Gegend um den Lago Maggiore das Eden Italiens, denn hier gibt es keine Schwefeldämpfe, keine Erdbeben, keine

Krankheit bergenden Sümpfe, keinen fieberbrütenden Sonnenbrand; hier weht die reinste Luft über dem fruchtbarsten Boden und die lieblichsten Wellen bespülen ihn; und die Bewohner gehören der gleichen Klasse an, die Italiens Architektur hervorbrachte.

Sie sind dem Tode preisgegeben, ohne ihren Gott sehen zu können, wie die grünen Eidechsen in den dunkeln Felsritzen.

„Dorf Simplon, 15. Juni: Heute Abend um acht Uhr war ich auf dem Simplonpaß und sah das Licht auf dem Breithorn ersterben. Ringsum nur Felsen und Flechten und eine purpurfarbige Blüte des Alpenleinfrautes (*Vinaria alpina*) und das Vergifmeinnicht, das überall vorkommt. Der Heimweg war herrlich; über meinem Haupt blitzte ein Stern nach dem andern auf und dazwischen leuchteten die weißen Bergspitzen; unter mir der Abgrund mit den dunkeln Tannen und dem Sturzbach, schwarz und unheimlich, fern die milden Lichter der Bauernhäuser.“

„Das Sternbild der Cassiopeia steigt über einem Fichtenwald empor, gerade meinem Fenster gegenüber.“

Obgleich mein guter Vater die Bergluft nicht gut vertrug und die Erkältungen fürchtete, die an den Schuhen schmelzender Schnee nur zu leicht verursacht, blieb er den nächsten Tag noch im Dorf, damit ich den langersehnten Aufstieg auf die Bergspitze unternehmen konnte, die westlich von dem Simplon gelegen, nach der Brieger Seite hin steil abstürzt. Der Blick

schweift von dort weit ins Walliser Tal hinein, über das ganze Berner Oberland und zwei hohe Berge jenseits des Saastales das Weißhorn und ein weniger hohes Horn bei Zermatt.

Abends trafen wir James Forbes und seine Gattin in dem sonst unbefetzten Speisesaal. Am nächsten Morgen brach ich früh um sechs Uhr auf, um den Pater Barras zu besuchen, der früher im großen St. Bernhard Clavendier gewesen war und jetzt im Simplon-Hospiz lebte. Nach einem zweistündigen, sehr langsamen Marsch erreichte ich die Paßhöhe und frühstückte bei dem Pater.

Er zeigte mir die Stelle, gleich hinter dem Hospiz, wo der grüne Aktynolith gefunden wird. Einer seiner Hunde, der im Torweg auf ihn wartete, begann, als er seinen Herrn mit dem Hut sah, vor Vergnügen ganz beängstigend zu bellen. Etwa eine halbe Meile unterhalb trennten wir uns, und ich erwartete auf der zweiten Terrasse meinen Wagen.

„Zermatt 19. Juli: Den ganzen Tag bis Sonnenuntergang steckte das Matterhorn in den Wolken; dann ergossen sich rote Strahlen über den Himmel, welche es rubinrot herüberleuchten ließen und mit einem Kranz von karmesinfarbigen Wolken umgaben, die um seine Spitze flogen.“

An diesem Tag kam Gordon von Chamoniè herauf, um mit uns zusammenzutreffen; er hatte in Visp übernachtet und war als erster in Zermatt ange-

kommen; gerade, als wir das Matterhorn in Sicht bekamen, stieß er zu uns, mit dem allzeit gleichbleibenden Gesicht und begann:

„Ja, das Matterhorn ist freilich sehr schön, aber wissen Sie, daß es hier nichts zu essen gibt?“

„Unsinn, man kann hier alles bekommen.“

„Nun, das Schwarzbrot ist zwei Monate alt und außerdem gibt es nur noch Kartoffeln.“

„Aber Milch muß es doch jedenfalls geben.“

Daran, daß es Milch geben werde, konnte er nicht wohl zweifeln.

„Sie können ja Ihr Brot hineinbrocken, was gibt's Besseres?“

Aber Gordons bekümmerte Miene hellte sich nicht auf, und ich mußte später selbst zugeben, daß er fast ebenso leicht ein Stück Matterhorn in seiner Milch hätte aufweichen können, wie das Brot.

Mit dieser Kost hat sich der christliche Bauer fast 2000 Jahre in den Alpen begnügt und unter der Obhut der katholischen Kirche gelebt, denn Sion, die Hauptstadt von Wallis, ist einer der größten alten Bischofssprengel. Gerade unterhalb des Tales, wo das Schwarzbrot herrscht, liegen die kleinen Bergstädte Visp und Brieg, die beide sich mehr aus klingenden Türmen und Klöstern zusammensetzen, als aus bürgerlichen Wohnhäusern.

Ich habe noch vieles über das Walliserland zu sagen, einstweilen will ich eine Stelle aus Saussure hier anführen, die ein Licht auf seine sozialen Zustände im

Jahre 1796 wirft, die im Vergleich mit der Lage der armen Bevölkerung in unsern großen Städten, weder trostlos noch beschämend waren.

„Die Nüchternheit, die gewöhnlich mit Liebe zur Arbeit Hand in Hand geht, ist noch eine bemerkenswerte Eigenschaft dieser Talbewohner. Das Roggenbrot, von dem ich gesprochen habe, wird erst gegessen, wenn es sechs Monate alt ist und in Milch oder Buttermilch wieder aufgeweicht. Diese Suppe bildet die Hauptnahrung jener Leute; Käse und ein wenig gesalzenes Kuh- oder Ziegenfleisch wird für Festtage oder Zeiten schwerer Arbeit aufgehoben; frisches Fleisch ist ein zu kostspieliges Gericht, das nie auf ihren Tisch kommt. Die reichen Leute in der Gegend leben ebenso sparsam. Ich sah unsern Wirt in Macugnaga, der nichts weniger als arm war, jeden Abend aus irgend einem verschlossenen Ort eine Knoblauchzwiebel herausholen und sie gravitatisch an seine Frau und Kinder verteilen; diese Knoblauchzehe war die einzige Würze zu ihrem Stück Brot, das sie zwischen zwei Steinen zerkleinern mußten. Wen seine Geschäfte in die Fremde führen, der kommt mindestens einmal alle zwei Jahre in sein Dorf zurück und obgleich er draußen bessere Kost gewohnt sein mochte, kehrt er doch gern zu der seiner Heimat zurück, die er allezeit nur mit dem größten Bedauern wieder verläßt. Ein- oder zweimal war ich Zeuge eines solchen Abschieds, der mich beinahe zu Tränen rührte.“

Am nächsten Morgen jedoch hatten unsere Wirtseleute für die gefräßigen Fremden etwas Fleisch zum Frühstück aufgetrieben und auch der Wein war nicht übel; aber es war kein Aufenthalt für meine Eltern, und — ich will mich nicht rühmen — das Schwarzbrot schmeckte auch mir nicht besser als ihnen. So gingen wir dann nach dem Riffelberg, von wo aus ich sah, daß der Monte Rosa von Norden gesehen nur ein großes Gletschermeer ist und als Berg nur für die italienische Seite existiert. Das Matterhorn hat zu viel von einem ägyptischen Obelisk an sich, um mir gefallen zu können. Ueberall ist zu erkennen, wie mein in Cumberland aufgewachsener Geist die mit Hochmooren bedeckten Skiddaws und den langen Rücken der Saddleback für die majestätischste Gebirgsbildung zu halten schien.

Ich bedauerte nicht, daß wir am nächsten Morgen wieder nach Visp hinuntergingen; meine Mutter, die kommenden zweiten September 63 Jahre alt wurde ging die zehn Meilen von St. Niklaus nach Visp mir zur Seite, so leichtfüßig, wie ein Mädchen. Damit ich die Bellalp besteigen könne, begleiteten mich meine Eltern nach Brieg zurück. Dort, auf der Bellalp zeichnete ich das Panorama des Simplon und der Berner Kette, welches jetzt im Museum zu Walkley aufbewahrt wird. Aber, „je mehr er hat, je mehr er will“! Nachdem ich das Weißhorn und das Aletschhorn skizziert hatte, wollte ich noch einmal zur Aiguille Verte zurück und erhielt deshalb weitere vier Wochen

in Chamoniꝝ bewilligt, während meine Eltern solange in Bevey Aufenthalt nahmen.

Ich wendete meine Zeit gut an, indem ich, immer unter Couttets Führung, zuerst bis unter die Spitze der Aiguille d'Argentière stieg, wo das herrliche Eismeer des Tours-Gletschers unter uns glänzte, und gegenüber die vier Abstürze der Aiguille Verte vor unseren Blicken lagen. An diesem Tage, 27. Juli, sahen wir auf der Argentière eine Gemsherde von über dreißig Stück. „Um sie zu sehen, muß man dahin gehen, wo sie zu Hause sind,“ sagte Couttet und er hätte hinzufügen können, wo andere lebende Wesen nicht hinkommen; denn die Schneefelder der Aiguilles de Chardonnet und Argentière werden von Hirten und Reisenden von allen Mont Blanc-Feldern am wenigsten begangen. Die Gemsen hielten sich in drei Gruppen, die uns auf eine Viertelmeile nahe kommen ließen, ehe sie sich langsam hinter einen Felsgrat zurückzogen, wobei jede einzelne noch einmal zu uns herüber äugte, ehe sie verschwand.

„Isländisch Moos,“ sagt mein Tagebuch „fand ich in ungeheuren Mengen oberhalb des Argentière-Gletschers, es wächst, so weit ich mich entsinne, nur auf den Bergen im Nord-Osten des Tales.“

Am 29. Juli ging ich auf den Buet hinauf und von da nach Sixt, wo ich ganz steif und müde ankam und feststellte, daß man die Alpen am besten von unten ansieht; und als ich bei einem Spaziergang nach Fer-à-cheval fand, daß hier die Erdbeeren nach

Schiefer schmeckten, kehrte ich ziemlich reumütig nach Genf zurück.

Ich fühlte mich ein bischen beschämt vor Papa in dem Bewußtsein, daß all sein Frösteln in kalter Bergesluft, sein spärliches Mahl von Schwarzbrot und die Angst, mit der er tagtäglich auf meine Heimkehr wartete, während ich draußen herumstreifte und er nicht wußte wo, — daß all dies seinen sehnlichsten Wunsch, die Fertigstellung des zweiten Bandes der „Modern Painters“, in nichts gefördert hatte.

Aus einem Eintrag in meinem Tagebuch, den ich im August dieses Jahres in Paris, dessen Anblick ich nun wieder ertragen konnte, einschrieb, läßt sich ein erstaunlicher Fortschritt feststellen, den ich in bezug auf Farbenverständnis seit meinen Tagen in Rom gemacht hatte. Ich kann mich weder auf die Anregung, noch auf die einzelnen Entwicklungsstufen dieses Fortschreitens besinnen, mit Ausnahme einer Lehre, die mir George Richmond einst bei einem Frühstück bei Rogers zu teil werden ließ. Ich weiß kein Datum, doch wird es wohl im Jahr 1842 gewesen sein. Bis dahin war in meinen Augen Rubens der größte Colorist und Tizians Fleischfarbe (wie ich oben erwähnte) ohne besonderen Reiz. Als ich nun an diesem Morgen über eine Skizze von Rubens sprach, (die irgend etwas Wildes darstellte: Krieg, Zwietracht, Sieg, die Furien oder dergleichen) sagte Richmond, indem er auf einen Veronese daneben deutete: „Warum betrachten Sie

nicht lieber dies, da es, was die Malerei betrifft, weit größer ist?" „Größer, wieso?" fragte ich überrascht „ich dünkte, das ist an Rubens gemessen, doch sehr zahm." „Mag sein," fuhr Richmond fort, „aber Veronese ist wahr, während der andere konventionell ist." Ich fragte noch einmal, da ich ihn noch immer nicht verstand, worauf Richmond erwiderte: „Vergleichen Sie nur die klaren Schatten und die reine Kontur im Fleische bei Veronese mit Rubens' hartem, braunem Umriß, seinem Ocker und Zinnober.

Es bedurfte keiner weiteren Erklärung: Von diesem Augenblicke an wußte ich die Farbe der Venezianer zu schätzen. Während des Jahres 1843 und dem Anfange des nächsten war ich so emsig mit den „Modern Painters" und Studien über Laubschlag und Vordergrunde beschäftigt, daß ich kaum verstehen kann, wie ich mein Verständnis für Malerei bis zu dem Punkte entwickelt habe, der aus den folgenden Tagebuchsätzen deutlich wird. Das plötzlich gereifte Verständnis hat mich anscheinend selbst überrascht, sodaß ich es im Tagebuch törichterweise als eine unvermittelt hereinbrechende Wandelung schilderte, die im Louvre über mich gekommen sei. In Wirklichkeit war es jedenfalls das Ergebnis einer stetigen Entwicklung; wahrscheinlich hat meine Gewohnheit, den Farben in der Natur nachzugehen, mein Auge geschärft für die Bescheidenheit und Würde solcher Farbentöne in Bildern, denen ich zuvor keine Aufmerksamkeit zugewendet hatte.

„17. August: Bei diesem Besuche im Louvre ist ein Wechsel in mir vorgegangen, von dem ich nicht vorherfagen kann, wohin er mich noch führen wird, in meinem völligen Verständnis Tizians, Johann Bellinis und Peruginos; alles, bis auf diese drei, möchte ich missen, ich kann nichts anderes mehr ansehen.“

„Nun war ich zum letzten Mal im Louvre, festgebannt vor Tizians „Geißelung“ und dem gegenüberhängenden Doppelbildnisse Giovanni und Gentile Bellinis, von ersterem gemalt. Eine Zeitlang schwankte ich, ob ich diesem oder Raffaels dunklem Porträt den Vorzug geben sollte, doch entschied ich mich für Bellini.“

„18. August: Morgen reisen wir ab. Ich war im Tuileriengarten in herrlichem, klarem Zwielicht und plante künftige Arbeiten. Vielleicht werde ich eines schönen Tages eine Madonna malen.“